

Freiberger Anzeiger und Tageblatt.

Amtsblatt für die königlichen und städtischen Behörden zu Freiberg und Brand.

N^o 280.

Erscheint jeden Wochentag Nachmittags 6 Uhr für den andern Tag. Preis vierteljährlich 2 Mark 25 Pf., zweimonatlich 1 M. 50 Pf. und einmonatlich 75 Pf.

43. Jahrgang.
Mittwoch, den 3. Dezember.

Inserate werden bis Vormittag 11 Uhr angenommen und beträgt der Preis für die gespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pf.

1890.

Zwangsversteigerung.

Das im Grundbuche auf den Namen des Schmiedes **Friedrich Anton Jungnickel** in Niederschöna eingetragene Grundstück Folium 56 des Grundbuchs, Nr. 68 des Grundbuchs, Nr. 139, 142, 185 a und 185 b des Flurbuchs für Niederschöna, gewürdet auf 4190 Mark, soll an hiesiger Amtsgerichtsstelle, Zimmer Nr. 35, zwangsweise versteigert werden und ist

der 11. Dezember 1890, Vormittags 10 Uhr,
als Versteigerungstermin,

sowie

der 27. Dezember 1890, Vormittags 11 Uhr,
als Termin zu Verkündung des Vertheilungsplans

anberaumt worden.

Eine Uebersicht der auf dem Grundstücke lastenden Ansprüche und ihres Rangverhältnisses kann in der Gerichtsschreiberei des unterzeichneten Amtsgerichts eingesehen werden.
Freiberg, am 8. Oktober 1890.

Königliches Amtsgericht, Abth. II a.
Schubert. Spt.

Leuchtkraft des Leuchtgases der städt. Gasanstalt

im Monat November a. c., gemessen an einem Normalargandbrenner bei einem Gasverbrauch von 150 Liter pro Stunde und einem Drucke von 8,5 mm Wasserfäule:

15, Normalkerzen,
Mittel aus 8 Messungen.

Freiberg, den 30. November 1890.

gez. Dr. Th. Erhard, Professor.

Indianergeschichten.

Eine Indianerzählung soll in Aussicht stehen. Am Horizont unserer Jugendgedenken tauchen phantastische Gestalten auf: Lederstrumpf, der Pfadfinder, der Apache, der Comanchehäuptling, der alte Squatter, und wie die Helden jener Indianergeschichten alle heißen mögen, die von der heranwachsenden männlichen Jugend verschlungen werden und in den jugendlichen Gemüthern oft eine eigenartige Romantischschaffen, die erst mit den Jahren einer sachlicheren Würdigung jener Verhältnisse weicht. Wenn die jungen Bürschchen, die durch die ihre Phantasie erregende Lektüre von Indianergeschichten und das beliebte „Indianerspielen“ auf den tollen Gedanken kommen, ihren Eltern „auszureißen“, um nach Amerika zu gehen und dort selbst eine Indianergeschichte zu erleben, die bei einer behaglichen Schilderung des indianischen Lagerlebens ihrem Verlangen nach einem Streifen am Feuer gerösteten saftigen Büffelsteisches kaum bändigen können, wüßten, wie weit das Gebilde ihrer Phantasie von der nächsten Wirklichkeit entfernt ist, ihnen würde sicher die Luft vergehen, eine handelnde Person in dem Leben der heutigen Indianer zu sein. Der rücksichtslose Egoismus der unaufhaltsam vorbringenden weißen Kultur hat die Indianer Nordamerikas zu bedauernswürthen Geschöpfen gemacht. Ueberall in den weiten Gebieten, in denen vor Jahrzehnten noch die Indianer die unumschränkten Herren waren, breitet sich heute der Fußtritt des Weißen aus — so nennen die Indianer unseren Verräther, weil derselbe, früher in Amerika unbekannt, sofort überall emporwucherte, wo die Weißen ihre Niederlassungen aufgeschlagen hatten. Doch nicht nur aus ihren Jagdgründen sind die Indianer durch die Weißen verdrängt worden, sie wurden auch gezwungen, mit ihrer Hauptbeschäftigung, der Jagd, zu brechen, und sind jetzt vielfach, soweit sie nicht Ackerbau treiben, auf die Unterstüßungen angewiesen, die ihnen von der Regierung in der Gestalt von Nahrungsmitteln und Stoffen zu Theil werden. Mit ihrer Selbständigkeit sind aber auch die Charaktereigenschaften geschwunden, die man den Indianern, oder wenigstens einigen Stämmen nicht mit Unrecht nachrühmt: Stolz und Selbstbeherrschung. Die jetzt lumpigen, branntweinverdurften Gestalten von heute lassen nicht mehr erkennen, daß in ihnen das Blut ihrer Vorfahren fließt. Mit Verachtung würden diese auf die nichtswürdigen Gesellen von heute herabbliden. Von Zeit zu Zeit jedoch flammt die Erinnerung an die stolzen Vorfahren wieder auf. Dann raffen sie sich zu emporen, doch nicht zu einer sittlichen Wiedergeburt, sondern zu dem schwachen Versuch eines Widerstandes gegen das sie überwachende weiße Element. Aber bald ist der Begeisterungsrorschlag verfliegen und sie sinken wieder in ihre alte Duselei zurück.

Auch jetzt wiederholt sich dieser schon oft beobachtete Vorgang. Schon seit Wochen scheint die Bewegung im Gange zu sein, doch lassen die widersprechenden Meldungen erkennen, daß sowohl die Militär- als auch die Verwaltungsbehörden der Vereinigten Staaten über die dortigen Vorgänge gar nicht unterrichtet sind. Der eigentliche Schauplatz des Indianer-Aufstandes ist der Staat Dakota, der auf 386153 Quadrat-Kilometer Flächeninhalt nur eine Bevölkerung von 135177 Seelen zählt, so daß kaum ein halber Einwohner auf den Quadrat-Kilometer kommt. Dakota, das eigentlich aus zwei Staaten, Nord- und Süd-Dakota, besteht, liegt im Süden des Dominion of Canada und zu beiden Seiten des Oberlaufes des Missouri und wird im Westen von Montana, im Süden von Nebraska und im Osten von Minnesota und Wyoming begrenzt. Die Gesamtzahl der in den Vereinigten Staaten lebenden zivilisirten Indianer beträgt 66407, von denen 44571 in den Staaten und 21836 in den Territorien wohnen. Diese betheiligen sich selbstverständlich nicht an dem Aufstande, welchem sich nur die in den Reservationen, den letzten Zufluchtsstätten, wohnenden Indianer anschließen dürfen. Die Reservationen liegen meist zunächst den Ufern des Missouri-Flusses. Auch in den Staaten Montana, Idaho, Utah droht ein Aufstand auszubrechen. Ueber die Ursachen dieser ziemlich häufig sich wiederholenden Erhebungen der Rothhäute verläutert, daß die amerikanischen Behörden selbst die Schuld an denselben tragen. Man hat den Indianern ihre Ländereien genommen und sich dagegen verpflichtet, für Nahrung und Kleidung zu sorgen. Viele Millionen werden dafür bewilligt, aber ehe von den Vorräthen etwas in die Reservationen ge-

langt, haben geldhungrige Agenten das Meiste davon verschwinden lassen, und was an die richtige Adresse gelangt, ist meist von schlechter Qualität. Wenn die Indianer nicht Mangel an Nahrung leiden, betreten sie nicht mehr den Kriegspfad und Aufreizungen, wie sie der Häuptling Sitting Bull (Sitzender Stier) unter den Sioux mit seiner Ankündigung eines „Messias“ versucht hat, sind nur dann wirksam, wenn Nahrungsmangel und schlechte Behandlung seitens der Weißen die Indianer bereits in Aufregung versetzt haben. Ein gut Theil scheint allerdings auch der religiöse Fanatismus zum Entflammen der kriegerischen Leidenschaften beigetragen zu haben. Fast sämtliche Stämme des Missouri-Flußgebietes sind durch die bis jetzt noch nicht ergründete geheime Einflüsse zu dem Glauben gebracht worden, daß ihnen ein „Messias“ erslanden sei, der ihnen die verlorene Selbstherrlichkeit der Vergangenheit wieder herstellen, den ausgerotteten Büffel der Prairie wiederbringen und die Weißen aus dem Lande verjagen werde. Dieser angebliche „Messias“ ist bereits vielen Stämmen erschienen, andere warten noch auf sein Kommen, und von Allen wird alltäglich jetzt der einem Dervischstanz ähnliche wilde „Geistertanz“, verbunden mit wüsten Orgien, aufgeführt. Die Stammesangehörigen werden durch diesen Tanz in Zustände toller Raserei und raschüchtiger Blutgier versetzt und zu kriegerischem Vorgehen aufgestachelt. Alle einzelnen Stämme der Sioux, Cheyennes, Schwarzfüße, Schoshonen u. A., ungefähr 20 große Stämme, sind von dieser erglaubigen Tollheit ergriffen und sammeln ihre streitbaren Männer an gewissen Punkten, wie am White River in Süd-Dakota. Der rothhäutige „Messias“ ist, wie eine Original-Korrespondenz der „Post“ berichtet, von zu vielen Indianern gesehen und gesprochen, als daß seine Persönlichkeit in das Bereich der Fabel verwiesen werden könnte. General Miles, der Befehlshaber der Missouri-Abtheilung und andere Armeeführer glauben jedoch, daß verschleierte Personen ihn vorstellten. Einige Stämme wurden aufgefordert, Abgeordnete in den ferneren westlichen Staat Nevada zu senden, wo diesen eine Person als „Messias“ gezeigt wurde. Anderen Stämmen ist er in der Nähe ihrer Heimstätten erschienen, mit dem Sioux hat er in der Siouxsprache, mit den Schwarzfüßen in deren Sprache, und so mit den Angehörigen jedes anderen Stammes in der Sprache desselben geredet. Er sagt ihnen, wenn sein Reich käme, würden die Feuerwaffen fernern nicht nötig sein, alle toten Indianer wieder auferstehen, und die Büffelherden wieder vorhanden sein, und in deren Lauffspuren würde er eine Linie ziehen, wo er alle Millionen wiedererstandener Indianer versammeln würde, und dann würde die Erde die Weißen verschlingen. Die frohe Botschaft hat Glauben gefunden und verbreitet sich weiter und weiter. Man glaubt übrigens, daß die Mormonen bei diesem Mummenschanz ihre Hände im Spiel haben. Die Errichtung eines neuen Indianerreiches, welches den Mormonen den Schutz angedeihen ließe, den ihnen die Union versagt, hat in der That viel Verlockendes. Doch ist dies nur eine Vermuthung.

Die Mittheilungen über stattgefundene Kämpfe widersprechen sich direkt. Erst wurde gemeldet, es habe ein blutiges Gefecht bei dem Fort Hoegh zwischen Truppen der Vereinigten Staaten und den Indianern stattgefunden. Dann kam die Meldung, daß sich diese Nachricht nicht bestätige. Dagegen verläutert, daß ein Haufen berittener Indianer in Cherry Creek eine Viehherde raubte und die Kinder in ihre Dörfer trieb. Der Befehlshaber der Truppen in der Agentur der Cheyenne-Indianer meldet, daß die feindseligen Indianer sich große Mengen Waffen und Munition verschaffen und daß sie thatsächlich besser bewaffnet seien, als die Truppen der Union. Ein vielversprechendes Eingeständniß! Auch nach Depeschen aus Pineridge wird die Lage daselbst als bedenklich erachtet. Man erwartet in der dortigen Gegend demnächst einen blutigen Zusammenstoß. Doch auch hier liegt eine Meldung vor, welche dieser Nachricht theilweise widerspricht. Es wird aus Pineridge berichtet: „Die aufreizenden Indianer brennen, wie es heißt, die Häuser nieder. Die treu gebliebenen bei dem Medicine und Porcupine Bach sagen jedoch, daß in diesen Gegenden keine blutigen Auftritte sich ereignen würden, wenn man die Indianer nicht zum Kampfe triebe. Unter den 4000 bei der hiesigen Agentur wohnenden Indianern droht kein Aufstand. Alle versichern ihre Friedensliebe. Wahrscheinlich wird der Versuch gemacht werden, dem

gesamten Stamme der Sioux die Waffen zu nehmen.“ Mehr oder minder widerspruchsvoll lauten alle übrigen Meldungen aus dem Indianergebiet. Hier wäre der „Pfadfinder“ recht gut zu gebrauchen, damit man sich endlich in diesem Gewirre von Widersprüchen zurecht finden könnte. Was der ganzen Affaire einen harmlosen Anstrich geben könnte, ist gerade der Umstand, daß die angeblichen Kriegsvorbereitungen mit möglichstem Geräusch betrieben werden. Das ist sonst gar nicht Brauch bei den Indianern. Sie führen den Krieg durchgängig in der Form von Uebersällen. Der Värm, den sie gegenwärtig schlagen, läßt also die Vermuthung zu, daß es ihnen mit einem Kriege nicht recht ernst ist. Inzwischen wird wohl auch Oberst Coby, oder unter welchem Namen er hüben wie drüben besser bekannt ist, „Buffalo Bill“, auf dem Schauplatz der Unruhen angelangt sein und nun im Auftrage der Bundesregierung seine Vermittlungs- und Versöhnungsversuche beginnen. Er setzt, wie er einem Zeitungsberichterstatter erklärte, seine Hoffnung auf Erfolg hauptsächlich darauf, daß die Jahreszeit einem Aufstande wenig günstig ist und jeder einigermaßen vernünftige Indianer sich befinden werde, vorausgesetzt, daß er für sich und sein Pferd Nahrungsmittel hat. Größere Schwierigkeiten erwartet er seitens der Sioux, die durch die „Geistertänze“ und durch die Ankündigung des „Messias“ am meisten erregt seien. Buffalo Bill hält es für nötig, daß die Tänze unterdrückt werden, denn „diese Indianer werden sonst so lange tanzen, bis sie völlig wild werden und dann werden sie anfangen, die harmlosen Anstrebler zu skalpiren.“ Aber auch er hält es für geboten, daß die Truppen sich zunächst nicht einmischen, weil das die Lage nur verschlimmern müßte. Offenlich geht die Sache diesmal noch ohne „Skalpieren“ ab.

Tageschau.

Freiberg, den 2. Dezember.

Zur Erinnerung an den Tag, an welchem vor einem Vierteljahrhundert der eigentliche Begründer des modernen preussischen Staates, Friedrich Wilhelm, der „Große Kurfürst“ von Brandenburg, den Thron seiner Väter bestieg, hatte Montag Vormittag der Deutsche Kaiser eine glänzende militärische Feier veranstaltet. Dieselbe zerfiel in zwei Theile, deren erster sich am Denkmal auf der Langen Brücke abspielte, während der zweite aus der Parade auf dem Lustgarten und Opernhausplatz bestand. Trotz des nachstalten nebligen Wetters hatten sich, soweit wenigstens die benachbarten Straßen und Plätze von der Polizei freigegeben waren, dichte Menschenmassen versammelt, die überall standhaft ausharrten. Kurz vor 11 Uhr verließ der Kaiser, gefolgt von dem Kronprinzen von Griechenland, den Prinzen Albrecht, Friedrich Leopold und Alexander, dem Erbprinzen von Meiningen und vielen anderen Fürstlichkeiten, das Schloß, auf welchem die alte kurbrandenburgische Fahne wehte. Der Herrscher hatte die Parade-Uniform seiner Leibkürassiere angelegt, des einzigen Regiments, welches den Namen „Großer Kurfürst“ trägt, über den weißen Koller den Küras und darüber das Band des Schwarzen Adler-Ordens. Brüste und Denkmal waren prächtig geschmückt. Ueber letzterem war ein hoher Purpurbaldachin errichtet, dessen weißen Hintergrund der Hohezoellernadler bedeckte. Nachdem um 10 Uhr die Absperzung begonnen, nahmen bald darauf die Truppen Aufstellung. Das Trottoir zu beiden Seiten des Denkmals war der Generalität, soweit dieselbe nicht in der Parade stand, und den Militär-Attachés vorbehalten. Als der Kaiser sich näherte, empfingen ihn die Leibkompagnien sowie die acht, aus Ostpreußen, Westpreußen und Schlesien herbeifolenden Feldzeichen mit den üblichen militärischen Ehrenbezeugungen. Der Herrscher begrüßte unter lautem Jubel des Publikums den Feldmarschall Grafen Moltke mit kräftigem Händedruck. Dann hielt der Kaiser mit weithin schallender Stimme an die vor dem Denkmal Versammelten eine Ansprache, in welcher er, zunächst an die Bedeutung des Tages anknüpfend, ein kurzes Bild der Thaten seines großen Ahnherrn entwarf. Dann führte er an, wie dessen Wirken und Schaffen den brandenburgischen Staat aus tiefem Verfall herausgehoben, wie er den Grundstein zu der Größe und Machtstellung Brandenburgs, Preußens und Deutschlands gelegt habe und ein leuchtendes Vorbild gewissenhafter Pflichterfüllung sei. Nachdem der Kaiser dann noch der hohen militärischen Tugenden und Eigenschaften